

Strukturwandel der Arbeitswelt:

Entwicklungschancen
für Mensch und Gesellschaft?

Zweites Gespräch 7.- 9. März 1997

Geschichte der industriellen Arbeitsgesellschaft:

Strukturwandel bis heute
und Potentiale für die Zukunft

Dokumentation



Die Themen des zweiten Zyklus der KEMPENHAUSENER GESPRÄCHE im Überblick

1. Gespräch 11. – 13.10.1996 Globalisierung der Wirtschaft und gesellschaftlicher Strukturwandel: Chancen und Risiken für Deutschland und Europa
- Einstieg: Bestandsaufnahme und Prognosen zum Strukturwandel. Gibt es Gestaltungsperspektiven jenseits der Kontroverse Wettbewerbsfähigkeit versus Sozialstaaterhalt?
2. Gespräch 7. – 9.3.1997 Geschichte der industriellen Arbeitsgesellschaft: Strukturwandel bis heute und Potentiale für die Zukunft
- Vertiefung: Historische Entwicklung von Arbeitsformen und Systemen sozialer Sicherung, von Zeitstrukturen und Menschenbildern. Gibt es geschichtlich gewachsene Entwicklungspotentiale für Umorientierung und Neustrukturierung?
3. Gespräch 10. – 12.10.1997 Entwicklungschancen für Gesellschaft und Arbeit: Perspektiven und Wege zur Transformation der industriellen Arbeitsgesellschaft
- Visionen (1): Zukunftsszenarien zur Entwicklung neuer Technologien und Arbeitsformen, zu Bildung und Tätigkeit, zu Subsidiarität und sozialer Sicherung, Arbeitszeit und Lebenszeit, zur Beziehung der Geschlechter u.a.
Neue Möglichkeiten sozialer Integration durch Vielfalt, Vernetzung und Selbstorganisation von Lebens- und Arbeitsformen?
4. Gespräch 6. – 8.3.1998 Entwicklungschancen für Mensch und Arbeit: Zum Bedeutungswandel von Bildung, Qualifikation und Arbeit in der Biographie
- Visionen (2): Zukunftsszenarien zur Entwicklung neuer kognitiver, kommunikativer und moralischer Kompetenzen, zu Autonomie und Bildungsfähigkeit, zu veränderten Mentalitäten und Lebensentwürfen. Neue Möglichkeiten der Identitätsfindung durch Selbstentfaltung, sinnhafte Tätigkeit und soziale Mitgestaltung?
5. Gespräch 16. – 18.10.1998 Zusammenfassung der Erkenntnisse: Perspektiven zum Wandel von Arbeit, Mensch und Gesellschaft
- Initiativen, Steuerungsmöglichkeiten, Projekte: Was können Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Unternehmen und Bürger zum Wandel beitragen?

Burkart Lutz

Gesellschaftliche Organisation wirtschaftlicher Leistung

Von der Vernutzung vorindustrieller Sozial-
ressourcen zur bewußt gestalteten Gesellschaft?

Worauf richtet sich unsere Aufmerksamkeit: Auf Kontinuität oder auf Diskontinuität der Entwicklung moderner Gesellschaften?

Wenn wir aus der Geschichte lernen wollen, und es gibt gute Gründe dafür, dies gelegentlich zu versuchen, dann kann man dieses nicht theorielos tun. Will man aus der Geschichte mehr herausholen als nur Anekdoten, nämlich Erklärungen und Verständnis für Abläufe und steuernde Mechanismen, die man auf die heutige oder zukünftige Situation übertragen kann, so stellt sich sehr schnell eine grundsätzliche Frage. Diese Frage lautet, ob man einer kontinuierlichen oder diskontinuierlichen Sicht der historischen Entwicklung den Vorzug gibt. Ich sage bewußt "Vorzug", denn die Antwort auf diese Frage hat nichts mit dem Suchen nach einer endgültigen Wahrheit zu tun, sondern sie muß als eine erkenntnisstrategische Entscheidung verstanden werden.

Geschichte ist immer Kontinuität, aber Kontinuität allein ist nicht Geschichte. Die erste Frage, die man sich stellen muß, ist: rückt man in der Betrachtung von Geschichte, genauer: von bestimmten historischen Ereignissen und Verläufen, die Elemente in den Vordergrund, die Ausdruck von Umbruch sind, oder hebt man vor allem alles das hervor, was Kontinuität bedeutet? Dies ist eine wichtige und schwierige Entscheidung. Sie wird besonders vertrackt dadurch, daß wir sie meistens garnicht explizit diskutieren und begründen, sondern implizit treffen. Dies zeigt sich auch am Thema dieser Veranstaltung: Der Begriff des Strukturwandels beinhaltet bereits eine Option für eine kontinuierliche Sicht, indem er Kontinuität selbstverständlich, aber stillschweigend suggeriert: Was gibt es kontinuierlicheres und stabileres als eine sich wandelnde Struktur?

Ich möchte Ihnen hingegen jetzt einige Überlegungen nahebringen, die voraussetzen, daß einige Momente von Diskontinuität, von Umbruch, ja von Krise ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt werden.

Zwei Modelle diskontinuierlicher Entwicklung

Es gibt gegenwärtig zwei große Modelle von Diskontinuität.

Das eine verbindet sich mit dem Namen von Kondratieff und dem Konzept der langen Wellen. Am aktuellsten ist diese Theorie in der Variante, die Schumpeter entwickelt hat. Sie besagt in sehr knapper Form: Es gibt lange Zyklen der wirtschaftlichen und industriellen Entwicklung, Zyklen von etwa 40 bis 50 Jah-

ren. Diese Zyklen durchlaufen einen aufsteigenden Ast, einen Kulminationspunkt und einen absteigenden Ast zunehmender Wachstumsschwäche und münden irgendwann in einer Krise. Den Ausweg aus der Krise weisen in der Variante von Schumpeter innovative Unternehmer, Pionierunternehmer, die auf die Herausforderung der Krise mit Innovationen reagieren, bei denen Schumpeter in erster Linie an neue Technologien dachte, und damit den nächsten Aufschwung einleiten.

Die Anwendung des Kondratieff'schen Modells auf die Gegenwart unterstellt natürlich, daß wir uns gegenwärtig auf dem absteigenden Ast oder schon am Ende des absteigenden Astes eines Kondratieff-Zyklus befinden, also in der Krise. Damit ist zu fragen, welchen Weg aus der Krise uns dieses Modell weist.

In der Wissenschaft hat man große Skepsis gegenüber dem Kondratieff-Modell. Die Zuordnungen von sogenannten Basisinnovationen zu den Kondratieff-Zyklen, die von verschiedenen Wissenschaftlern versucht wurden, sind außerordentlich willkürlich. Entsprechend unklar ist, ob wir nunmehr warten müssen, bis die Pionierunternehmer aktiv werden oder ob es möglich ist, Unternehmer dazu zu veranlassen; welche Unterstützung sie dazu bräuchten und wer ihnen diese Unterstützung geben soll.

Ich glaube nicht, daß dieses Modell uns wirklich sinnvolle Perspektiven und Ansatzpunkte eröffnet.

Es gibt ein zweites Modell, das sich in der Wissenschaft mit dem Begriff der Regulationstheorie verbindet. Auch dieses Modell hebt die Existenz von klar gegeneinander abgrenzbaren Wachstumsperioden hervor. Im Unterschied zur Theorie der langen Wellen im Sinne von Kondratieff gehen die meisten Regulationstheoretiker davon aus, daß sich jede dieser Perioden durch eine besondere und ganz unverwechselbare Konstellation von politisch-institutionellen Bedingungen (daher die Bezeichnung "Regulations"-Theorie) wirtschaftlichen Handelns und wirtschaftlicher Entwicklung charakterisiert. Dies bedeutet dann auch, daß der Ausweg aus der Krise, in der ein jahrzehntelang erfolgreiches Wachstumsmodell endet, immer etwas grundlegend Neues sein muß – während die Anhänger von Kondratieff letztlich darauf vertrauen, daß sich gleiche Abläufe, nämlich das Auftreten von Pionierunternehmern, die einer neuen Basistechnologie zum Durchbruch verhelfen, immer wiederholen.

Ich war selbst an der Ausarbeitung der Regulationstheorie mit einem kleinen Buch – Der kurze Traum immerwährender Prosperität, erschienen 1984 und in 2. Auflage 1989 bei Campus, Frankfurt/New York – beteiligt.

Als ich vor fast 15 Jahren daran ging, dieses Buch zu schreiben, das ich übrigens immer noch für wichtig halte, hatte ich zunächst einmal ein begrenztes Ziel, nämlich zu erklären, was eigentlich in den Jahrzehnten nach dem 2. Weltkrieg passiert ist. Ich stellte dann allerdings fest, daß ich hierzu sehr viel weiter in der Geschichte zurückgehen mußte, bis ins ausgehende 19. Jahrhundert, daß ich dann aber auch weiter nach vorne sehen kann, als ich zunächst gedacht hatte. So enthält das Buch einige Prognosen der Anfang der 80er Jahre zu erwartenden Entwicklung, die sich seither im wesentlichen als realistisch erwiesen haben.

Ein neues Bild der Entwicklung seit dem 2. Weltkrieg: Der Wohlfahrtsstaat als Wachstumsvoraussetzung

Ausgangspunkt war, daß ich in meinen Analysen der Entwicklung des Bildungssystems und der Arbeitsmarktstrukturen in den 60er und 70er Jahren auf Phänomene stieß, die sich den gängigen Erklärungen entzogen. Es handelte sich um Entwicklungen, die irgendwo in der Zeit nach dem 2. Weltkrieg ihren Ausgangspunkt genommen hatten und die voraussetzten, daß Unternehmen verbreitet in einer Art und Weise handeln, die gegen ihr Interesse verstießen – zumindest so, wie man allgemein die Interessen von Unternehmen versteht. Warum haben die Unternehmen dies getan? Und wie kommt es, daß sie dabei auch noch prosperierten?

Ein wichtiges Beispiel einer solchen Entwicklung ist die zunehmende Stabilisierung der Arbeitsverhältnisse bis hin zu lebenslanger Beschäftigungsgarantie. Obwohl es unter normalen marktwirtschaftlichen Bedingungen eigentlich ganz irrational ist, größeren Teilen der Beschäftigten eine faktische Beschäftigungsgarantie anzubieten, haben dies doch sehr viele Unternehmen getan. Sie haben es keineswegs nur getan, weil sie durch die Gewerkschaften oder die Sozialgesetzgebung dazu gezwungen worden wären. Ganz im Gegenteil: die Verschärfung des Kündigungsschutzes hat im wesentlichen nur nachvollzogen, was sich längst in der betrieblichen Praxis durchgesetzt hatte. Irgendwann nach dem 2. Weltkrieg muß also etwas passiert sein, das nicht evident ist und mit unseren Vorstellungen davon, wie z.B. Wirtschaft funktioniert und wer welche Interessen hat, nicht zusammenpaßt.

Ein anderes Beispiel ist die massenhafte Expansion weiterführender und vor allem akademischer Bildung, die weit über jeden erkennbaren Bedarf hinausgeht. Auch dies läßt sich mit dem gängigen Verständnis unserer Gesellschaft nicht erklären. Wie kommt es, daß in einer Gesellschaft, die sich immer auf ihre Rationalität und die Bedeutung von Wirtschaftlichkeitsdenken beruft, ein Mechanismus der Bildungsexpansion in Gang gesetzt wird, der sehr große Ressourcen beansprucht und dem kein erkennbarer wirtschaftlicher oder gesellschaftlicher Bedarf entgegensteht?

Ich fing also an, mich intensiver mit dem zu beschäftigen, was sich in der ersten Zeit nach dem Ende des 2. Weltkriegs ereignete, wobei ich den Vorteil habe – dies gehört zu den Privilegien des Alters -, daß ich diese Ereignisse bereits selbst bewußt erlebt habe. Ich war damals, also in den Jahren zwischen 1948 und 1952, Wirtschaftsjournalist und habe dann angefangen, mich wissenschaftlich zu betätigen.

Bei diesen Studien wurde mir bewußt, daß die Entwicklung in den späten 40er und in den 50er Jahren, die im öffentlichen Bewußtsein der Bundesrepublik ganz selbstverständlich im Sinne von Betonung der Kontinuität als ein Anknüpfen an frühere Traditionen verstanden haben, in Wirklichkeit einen radikalen Bruch mit bisherigen Traditionen und Strukturen bedeutete. Ich mußte erkennen, daß wir in den zwei oder drei Jahrzehnten nach Beendigung des 2. Weltkriegs viel tiefgreifendere gesellschaftliche Veränderungen erlebt hatten, als sie aus der Perspektive der 20er oder 30er Jahre je vorstellbar gewesen wären.

Was war in dieser Zeit geschehen?

Sehr kurz läßt sich das Ergebnis meiner Analysen so zusammenfassen: Die große Innovation der Zeit nach dem 2. Weltkrieg war nicht das sogenannte Wirtschaftswunder, sondern das war der Aufbau von zunehmend wirksameren Mechanismen der sozialen Sicherung. Diese Mechanismen und die durch sie begründeten, immer größere Ressourcen mobilisierenden Einkommenskreisläufe hatten den entscheidenden Effekt, den klassischen Lohnmechanismus, das sogenannte "eiserne Lohngesetz", weitgehend außer Kraft zu setzen. Und erst daraufhin war das lang anhaltende, historisch beispiellose Wirtschaftswachstum möglich, das im öffentlichen Bewußtsein viel eher als Voraussetzung des Ausbaus der sozialen Sicherung verstanden wurde und bis heute verstanden wird.

Was bedeutet diese Neutralisierung des Lohngesetzes? Im ganzen 19. Jahrhundert galt als unbestrittene und in der Praxis immer wieder bestätigte Lehrmeinung, daß zusätzliches Angebot auf dem Arbeitsmarkt die Löhne drückt. Dieses Gesetz verhinderte bisher sehr zuverlässig, daß Löhne und Kaufkraft der abhängig Beschäftigten nachhaltig steigen können, wenn sich das Angebot am Arbeitsmarkt nennenswert erhöht. Erst in der Zeit nach dem 2. Weltkrieg waren die meisten hochindustrialisierten Volkswirtschaften – erstmals – in der Lage, gleichzeitig zu erreichen, was bis dahin als unvereinbar galt, nämlich steigende Massenkaukraft und Mobilisierung großer Mengen zusätzlicher Arbeitskräfte für Lohnarbeit. So setzte sich seit dem Beginn der 50er Jahre etwas in gang, was ich gelegentlich die "große deutsche Lohnmaschine" nenne, eine Art Schwungrad, durch das jede Lohnerhöhung auch die Produktivitätssteigerungen hervorbrachte, die notwendig waren, um die steigenden Lohnkosten abzufangen.

Hierin lag nach meiner Überzeugung die eigentliche Ursache des sogenannten Wirtschaftswunders und nicht, wie zumeist behauptet, in den Kriegszerstörungen und der Flüchtlingsnot, denn die Entwicklung in den meisten Nachbarländern, die weder Kriegszerstörung hatten noch Flüchtlingsnot, verlief sehr ähnlich.

Auf eine knappe Formel gebracht, kann man sagen, daß nach dem 2. Weltkrieg ein neues Regulationssystem von Arbeiten und Produzieren in Gang gesetzt wurde, das man mit einem Schlagwort als "soziale Marktwirtschaft" oder als "Wohlfahrtskapitalismus" bezeichnen kann. Dieses Regulationssystem bedeutete einen tiefgreifenden Bruch, ja nahezu eine Revolution gegenüber den Verhältnissen, die noch in den 30er Jahren von Rechten und Linken, von Verteidigern und Kritikern, als nahezu naturgegeben betrachtet wurden.

Nur am Rande sei gesagt, daß ich mir seit einiger Zeit mit zunehmender Besorgnis die Frage stelle, ob wir auch ohne die Systemkonkurrenz, also ohne den kalten Krieg und die Drohung der roten Armee an unseren Grenzen, ähnlich dramatische gesellschaftliche Innovationen zustande gebracht hätten. Wenn man einmal die Länder aufreihet einerseits nach der Entschiedenheit, mit der sie dieses neue Wachstumsmodell implementiert haben, und andererseits nach ihrer Nähe zum eisernen Vorhang, so zeigt sich eine erschreckend hohe Korrelation: Je näher die Nationen am eisernen Vorhang lagen, je größer die kommunistische Bedrohung war, desto entschlossener und entschiedener haben sie die Strukturinnovationen betrieben, die dieses neue Wachstumsmodell voraussetzt. Und je weiter sie davon entfernt waren, desto schwerer ist ihnen dies gefallen, desto mehr verharrten sie in den Strukturen des frühen

20. Jahrhunderts, desto weiter sind sie dann auch in der internationalen Konkurrenz zurückgefallen. Man denke nur an die südamerikanischen Länder Argentinien und Uruguay, die 1950 zu den reichsten Volkswirtschaften der Welt gehörten und 20 oder 30 Jahre später am Rande der Armut standen.

Man muß dies im Kopf behalten: Offenkundig verdanken die westlichen Industrienationen einen Gutteil ihrer bisherigen Fähigkeit zu Strukturinnovationen nicht ihrer eigenen Stärke, sondern dem Druck der Systemkonkurrenz.

Das Modell der Nachkriegsprosperität: Wachstum durch Erschließung und Ausbeutung von nicht erneuerbaren Ressourcen

Nun liefern Wohlfahrtsstaat und Neutralisierung des Lohngesetzes nur einen regulativen Rahmen für die wirtschaftliche Entwicklung. Damit diese zu einem so starken und anhaltenden Wachstum führen kann, wie wir es seit den späten 40er Jahren erlebten, muß nachgewiesen werden, daß durch diese neuen Rahmenbedingungen ein sehr starker Wachstumsimpuls freigesetzt wurde. Dieser Impuls, der dem einzigartigen Wachstumsmodell der Nachkriegszeit zugrundeliegt und seinen Erfolg begründete, ergibt sich meiner Überzeugung nach aus einer hochentwickelten Fähigkeit zur Mobilisierung und Nutzung von Ressourcen, die unter den Bedingungen, die das Wachstumsmodell entstehen läßt, nicht mehr reproduziert werden können. Welcher Art sind diese Ressourcen?

Zunächst sind die nicht erneuerbaren natürlichen Ressourcen zu nennen. Noch nie zuvor in der Menschheitsgeschichte wurden in einem so außerordentlichen Umfang nicht regenerierbare Rohstoffe und Energieträger gefördert, genutzt und verbraucht wie in den letzten 30 oder 40 Jahren. Wir, die gesamte Menschheit, haben nie so viel Schadstoffe in die Natur emittiert. Und anderes.

Doch ist dies vermutlich keineswegs das Wichtigste. Viel wichtiger scheint mir, daß die westlichen Gesellschaften (und hierin lag ein Gutteil ihrer Überlegenheit über den Osten begründet) dank des Wohlfahrtskapitalismus in der Lage waren, in großem Umfang gesellschaftliche Leistungen, die in einer jahrhundertealten Tradition entstanden waren, für marktwirtschaftliches Wachstum zu mobilisieren, in der Form lohnabhängiger Erwerbsarbeit zu nutzen und damit auf eine ganz ähnliche Weise zu verbrauchen wie die natürlichen Ressourcen. Der zentrale Mechanismus bestand in dem Zusammenwirken von steigenden Löhnen, steigender Massenkaufkraft und einer raschen, durch den Serieneffekt bewirkten Produktivitätssteigerung.

Steigende Löhne und zunehmende soziale Sicherung für alle Arbeitnehmer setzten die noch 1950 sehr mächtigen traditionellen Bereiche von Wirtschaft und Gesellschaft – die Haushalte, die viel mehr technisch-wirtschaftliche Aufgaben zu erfüllen hatten als heute; die Landwirtschaft, die noch zu einem Gutteil für die Selbstversorgung der Landbevölkerung produzierte; große Teile des Handwerks und des Einzelhandels mit meist kleinen Familienbetrieben, die vor allem für einen nachbarschaftlichen Markt tätig waren – unter immer stärkerem Druck und veranlaßten immer mehr Hausfrauen, selbstständige Kleingewerbetreibende, Bauern und mithelfende Familienangehörige dazu, als Arbeiter oder Angestellte in die modernen, rasch wachsenden Großbetriebe überzutreten. Dies wurde dadurch verstärkt, daß die Produkte und Leistungen dieser modernen Teile der Volkswirtschaft dank des mit kontinuierlich steigendem Absatz verbundenen außerordentlichen Produktivitätsschubs über sinkende Preise

und steigende Qualität auch die traditionellen Produkte und Leistungen (vom häuslichen Wäschenähen bis zum Einkauf beim Krämer in der Nachbarschaft) verdrängten.

Ein typisches Beispiel für die Ressourcen sind die in einer jahrhundertealten Tradition von Familie und familialer Arbeit (von der Kindererziehung und Kinderpflege über die Rein- und Instandhaltung von Haus und Hausrat bis zum Kochen) herangebildete "typisch weiblichen" Fähigkeiten, die sich als eine hervorragend nutzbare Qualifikation weiblicher Arbeitskräfte erwies. Dies gilt keineswegs nur für die Pflegearbeit, sondern für einer Fülle von anderen Aufgaben und Funktionen, in denen weibliche Verhaltenstugenden und Kompetenzen, die in vielen Generationen in den Familien herangezogen worden war, ohne nennenswerte Vorbereitungen, qualifikatorische Investitionen oder besondere Leistungsanreize, in Form von Lohnarbeit nutzbar gemacht werden konnten.

Gleiches trifft zu für die jahrhundertealte bäuerlich-handwerkliche Tradition, in der die Kinder sehr früh zu – meist körperlicher – Arbeit angehalten wurden und ganz selbstverständlich lernten, sich nützlich zu machen, etwas zu tun, zuzugreifen. Dies schloß höchst wertvolle Arbeitstugenden, z.B. eine sehr hohe Sachbezogenheit ("man muß auf seine Sache schauen"), aber auch eine ganze Menge von praktischen Arbeitskompetenzen ein, die andernfalls nur mit großem Ausbildungsaufwand hätten vermittelt werden können.

Alle diese Ressourcen wurden in einem außerordentlichen Prozeß innerhalb von 20 Jahren in Lohnarbeit und damit in marktorientierte industrielle Produktion oder industrialisierte Produktion von Dienstleistungen einbezogen, womit freilich zugleich auch die Voraussetzungen ihrer Reproduktion, familiale und bäuerlich-handwerkliche Traditionen, weitgehend zerstört wurden.

Das Ende einer jahrzehntelang erfolgreichen Wachstumskonstellation

Dieses Wachstumsmodell geht offenkundig seinem Ende zu. Es verliert seine Schwungkraft, es verliert seine Leistungsfähigkeit, es verliert seine Fähigkeit, die Menschen zu mobilisieren, zu begeistern, zu überzeugen. Es gab noch einmal dieses Aufblühen im Osten, wo die Bevölkerung der ehemaligen DDR glaubte, sie könne gewissermaßen in die Bundesrepublik der 70er Jahre zurückspringen. Und nun findet sie sich mitten in der Krise wieder, was keine sehr erfreuliche Erfahrung ist.

Für das Auslaufen dieses Wachstumsmodells lassen sich zwei Gründe nennen:

Der eine Grund liegt in der inneren Logik des Wachstumsmodells. Alle bisher bekannten Wachstumsmodelle sind der Natur der Sache nach zyklisch angelegt und können nicht auf Dauer gestellt werden. Wachstum der bisher bekannten Art setzt immer bestimmte Mechanismen voraus, z.B. wachsende Kapitalintensität der Produktion. Diese Mechanismen, die die Prosperität getragen haben, erschöpfen ihr Potential und kippen um. Irgendwann holt die Produktivitätsentwicklung die Ausstoßsteigerung ein und überholt sie. Und die gleichen Mechanismen, die jahrzehntelang mehr Beschäftigung und mehr Wohlstand schufen, erzeugen nunmehr steigende Massenarbeitslosigkeit. Diese Entwicklung setzte schon vor recht langer Zeit ein, allerdings zunächst ganz still und unmerklich. Doch wenn man genauer zusieht, stellt man fest, daß in fast allen westlichen Industrienationen seit den 70er Jahren die Beschäftigung

in den direkt marktorientierten Bereichen der Wirtschaft ständig abnimmt; neue Arbeitsplätze entstanden fast ausschließlich im direkt oder indirekt öffentlich finanzierten Sektor.

Der andere Grund für das Auslaufen des Wachstumsmodells der Nachkriegszeit besteht darin, daß die Ressourcen, auf deren Ausbeutung dieses Wachstumsmodell gegründet war, immer knapper werden. Die Folgen sind allgegenwärtig, wenn auch die Ursachen selten gesehen werden: Steigende Energiepreise, steigende Umweltbelastungen, sinkende Kinderzahl, dramatisch zunehmende Probleme der Kindererziehung, Destabilisierung im Bildungssystem – all dieses sind Entwicklungen, die darauf hinweisen, daß die natürlichen und gesellschaftlichen Ressourcen, auf deren Mobilisierung das Wachstum bisher gegründet war, knapper werden und den Wachstumsmotor zum Stocken bringen.

Nochmals einige Lehren aus der Geschichte

Damit stellt sich die nächste Frage: Wie kommt man aus einem erfolgreichen Wachstumsmodell, das sich erschöpft hat, das zu Ende geht, zu einem neuen Wachstumsmodell, das wieder eine vernünftige Entwicklung – wohin auch immer, mit welchen Zielen auch immer – ermöglicht?

Will man eine Antwort auf diese Frage, so muß man noch einmal in der Geschichte ein Stück zurückgehen. Die vorletzte erfolgreiche Wachstumskonstellation lag recht weit zurück. Die 30er Jahre waren es sicher nicht. Die 20er Jahre waren zwar in Amerika "golden twenties", aber nicht in Europa. Die 20er Jahre waren vielmehr überall in Europa schwierige Jahre, Krisenjahre. Selbst im Siegerland England – und Großbritannien war damals auf dem Höhepunkt seiner imperialen Macht – gab es in den 20er Jahren mindestens an die 1 Million Arbeitslose, obwohl Großbritannien große Einkünfte aus seinem Kolonialreich bezog, mit deren Hilfe eine einigermaßen hohe Beschäftigung gesichert werden konnte. Und dennoch stand das Vereinigte Königreich in den 20er Jahren am Rande eines Bürgerkrieges, mit sehr schweren Streiks und offener Gewaltanwendung. Und in allen anderen europäischen Ländern gibt es während des größten Teils der 20er Jahre immer wieder starke faschistische Bewegungen. Betrachtet man die wichtigsten wirtschaftlichen Kennziffern, so zeigt sich, daß Deutschland 1929, als die Krise ausbrach, gerade mal wieder das Niveau von 1913 erreicht hatte.

Die 20er Jahre waren demnach sicherlich keine Zeit mit einer erfolgreichen Wachstumskonstellation.

Dann bleiben als Zeit der (vor-)letzten Wachstumskonstellation nurmehr die Jahrzehnte vor dem 1. Weltkrieg, die in der Tat ein sehr starkes Wachstum erlebten. Ich lebe jetzt viel in Berlin, und Berlin ist in seiner heutigen Struktur im wesentlichen in dieser Zeit entstanden; damals wurden Kräfte freigesetzt, die auch nach einem Jahrhundert noch tief beeindruckend sind.

Aber diese Wachstumskonstellation ging ihrerseits sehr wahrscheinlich bereits vor dem 1. Weltkrieg zu Ende. Hierfür lassen sich zwei Schwächen verantwortlich machen, die gewissermaßen spiegelbildlich zu den Stärken der wohlstandsstaatlichen Wachstumskonstellation sind.

Eine Hauptschwäche lag offenkundig darin, daß es nicht gelungen ist, die

0

rasch wachsende Zahl der in abhängiger Tätigkeit beschäftigten Arbeitskräfte, die Arbeiter und die Masse der einfachen und mittleren Angestellten, wirklich in den wirtschaftlichen Aufschwung einzubinden. Es gibt unter Sozialhistorikern eine lange Diskussion darüber, ob die Reallöhne der deutschen Arbeiter gegen Ende des Kaiserreichs gesunken sind oder nicht. Aber unbestritten ist, daß im Jahrzehnt vor dem 1. Weltkrieg die realen Lohneinkommen, also die Kaufkraft des Lohnes, nicht mehr gestiegen sind. Die lohnarbeitende Bevölkerung war im wesentlichen abgekoppelt von der wirtschaftlichen Entwicklung; sie war insbesondere nicht in der Lage, große Mengen der von ihr produzierten Waren selbst zu kaufen. Ganz im Gegensatz zur Zeit nach dem 2. Weltkrieg als, wie Ford es so drastisch formulierte, "die Ford-Arbeiter die Ford-Autos kaufen" konnten. Dieses funktionierte vor dem 1. Weltkrieg nicht. Vor dem 1. Weltkrieg wurde nach wie vor der größte Teil der Löhne zur Deckung alltäglicher Lebensbedürfnisse aufgewandt und floß eben nicht über den Kauf von Industrieprodukten in die Industrie zurück.

Eine zweite Schwäche hängt eng damit zusammen: Daß es nicht gelang, den immer noch sehr starken landwirtschaftlich-handwerklichen Teil der Volkswirtschaft, der überwiegend familienbetrieblich strukturiert war und noch weitgehend nach subsistenzwirtschaftlichen Prinzipien funktionierte, in die Marktwirtschaft zu integrieren. Wir hatten in Europa vor dem 1. Weltkrieg noch eine ausgesprochen duale, gesplante Ökonomie, wie sie heute noch aus vielen Entwicklungsländern beschrieben wird. Genau an dieser Scheidegrenze zwischen traditioneller und moderner Ökonomie entstanden im übrigen die schlimmsten Auswüchse des Faschismus; hier war vor allem das wichtigste Rekrutierungsreservoir der faschistischen Bürgerkriegsmilizen, also in Deutschland der SA.

Konsequenzen für die Gegenwart: Wie findet man den Weg in eine neue Prosperitätskonstellation?

Aus der Betrachtung der Jahrzehnte vor und nach dem 1. Weltkrieg können wir zumindest zwei Konsequenzen ziehen:

Erstens erfolgt der Übergang von einer Wachstumskonstellation zur nächsten nicht automatisch. Er erfordert vielmehr eine außerordentliche gesellschaftliche Anstrengung, die nach allem, was wir wissen, nur unter dem Druck einer schweren Krise gelingen kann.

Zweitens war die neue Wachstumskonstellation der Jahrzehnte nach dem 2. Weltkrieg nicht zuletzt deshalb so erfolgreich – und sie war ganz außerordentlich erfolgreich, so erfolgreich, daß sie die mächtige Sowjetunion zum Zusammenbruch brachte, was eigentlich niemand erwartet hatte – weil sie auf Ideen, Institutionen und Steuerungsinstrumente zurückgreifen konnte, die seit Jahrzehnten bereits angedacht, ja zum Teil sogar schon erprobt waren. Der Wohlfahrtsstaat, der sich in allen europäischen Ländern und zum Teil sogar in Japan nach dem 2. Weltkrieg durchgesetzt hat, wurde in allen wesentlichen Teilen schon vor dem 1. Weltkrieg vorgedacht – in Deutschland von den sogenannten Kathedersozialisten im Verein für Sozialpolitik und in Großbritannien von den Fabians.

Wichtige Elemente wurden bereits (wenngleich ohne schnellen Erfolg) in der Weimarer Republik implementiert, die überhaupt eine Zeit atemberaubender gesellschaftlicher Innovationen war. So hat Erzberger als Finanzminister mitten im Bürgerkrieg, während der Verhandlungen zum Versailler Vertrag ein Steuer-

system entwickelt, das in allen wesentlichen Teilen bis heute Bestand hat. Ebenso wurden die meisten der großen Sozialversicherungsinstitutionen in den 20er Jahren innerhalb kurzer Zeit mit unglaublichem Tempo aufgebaut.

Deshalb waren nach dem 2. Weltkrieg die wichtigsten Elemente der neuen Wachstumskonstellation bereits vorhanden. Wir mußten in den Jahren nach 1948 lediglich auf sie zurückgreifen und sie mit Leben erfüllen. Dies gilt für die Sozialversicherungsträger, für die wichtigsten öffentlichen Institutionen und für die wesentlichen Mechanismen staatlicher Ausgaben und Einnahmen. Es genügte gewissermaßen, das Ganze zu zünden und zum Laufen zu bringen.

Was heißt dies für unsere heutige Situation?

Sicherlich befinden wir uns heute in einer Strukturkrise. Vermutlich sind wir noch nicht einmal mitten in der Krise, sondern eher erst am Anfang. Wir stehen – genauer gesagt – am Anfang einer Periode mit eher kumulativer Krisenanfälligkeit, in der alle bisher erfolgreichen Mechanismen und Strukturen von Jahr zu Jahr immer weniger gut funktionieren. Vor unseren Augen nimmt die Arbeitslosigkeit immer weiter zu, steigt die Politikverdrossenheit, steigt die Handlungsunfähigkeit des Staates an und verschärft sich – um dies nicht zu vergessen – der Widerspruch, öffnet sich eine Schere zwischen rasch zunehmendem Innovationsbedarf der Unternehmen und ihrer eher abnehmenden Fähigkeit, sich wirklich grundlegend neu zu strukturieren. Das, was man Restrukturierungs-Blockaden nennen könnte, ist in der deutschen Industrie geradezu erschreckend. Und die immer hektischeren Bestrebungen, dem wachsenden Problemdruck mit Rückgriff auf die Erfolgsrezepte der vergangenen Jahrzehnte zu begegnen, führen immer tiefer in die Krise hinein.

Dies ist eine erste Feststellung: Wir stehen eher am Beginn als auf dem Kulminationspunkt eines krisenhaften Prozesses. Und es handelt sich hierbei um keine schöne zyklische Krise, in der das Neue gewissermaßen automatisch aus dem Zusammenbruch des Alten entsteht.

Welche Lösungen bieten sich an? Wie könnte eine neue Prosperitätskonstellation aussehen, die längerfristig Bestand hat und die Probleme löst oder doch wenigstens lösbar macht, die uns heute zunehmend auf den Fingern brennen, also Frieden mit der Natur, langfristige Reproduzierbarkeit unserer gesellschaftlichen Strukturen und Frieden zwischen Nord und Süd, denn dies ist ja das nächste große Ungewitter, das uns droht. Wenn man nun fragt, welche Muster, Schemata, Elemente – von einem Masterplan will ich gar nicht reden – eines solchen neuen Prosperitäts- und Wohlfahrtsmodells heute angeboten werden, dann stellt man mit Schrecken fest, daß die Wissenschaft bisher nur sehr wenig vorgedacht hat. Es fehlen uns sogar bis heute die Orte für eine solches ernsthaftes Vordenken der Zukunft, think tanks, Clubs – oder wie immer Sie dies nennen wollen.

Wenn man es auf den Punkt bringt, kann man sagen: Eines der dramatischsten Krisensymptome besteht darin, daß wir die Zukunft sozusagen abgeschaltet haben. Wir reden nicht über Zukunft. Das ist der Befund, der doppelt besorgniserregend ist, wenn man sich vor Augen hält, daß die vergangene Prosperitätskonstellation ihren Erfolg nicht zuletzt deshalb so erfolgreich war, weil es uns gelungen ist, in Wissenschaft, Wirtschaft und Politik Strategiekompetenz mit hoher Effizienz zu organisieren. Die modernen Industriegesell-

schaften haben weitaus mehr intelligente strategische Ressourcen organisiert als je eine Gesellschaft zuvor. Aber sie haben diese Ressourcen auf eine bestimmte Wachstumskonstellation hin zugeschnitten. Die Unternehmen haben sie zugeschnitten auf eine bestimmte Unternehmensstrategie, die auf Massenproduktion, kontinuierliche Absatzsteigerung und ähnlichem gründete. Die Politik hat die Strategieressourcen – in der Verwaltung wie in der politikberatenden Wissenschaft – zugeschnitten auf die Verteilungs- und Gestaltungspotentiale ständigen quantitativen Wachstums. Und wir beginnen eben erst, zu begreifen, daß wir unsere innovativen Kompetenzen vor allem anderen aus der Erfolgsstory der Vergangenheit herausbrechen, sie neu organisieren und neu strukturieren müssen, bevor wir überhaupt anfangen können, ernsthaft über mögliche Zukünfte und Wege in diese Zukünfte nachzudenken.

Wenn ich der Einladung von Herrn Rossbroich zu den Kempfenhausener Gesprächen gefolgt bin, dann deshalb, weil ich mir vorstellen kann, daß sich hier in Kempfenhausen einer der Orte bildet, an denen man anfängt, über den Tellerrand der aktuellen Geschäftsprozesse und über die Grenzen der Zuständigkeits- und Ressortzuschneidungen hinauszudenken. Und solche Orte brauchen wir viele, viele, viele!



Prof. Dr. Burkart Lutz

Kurzbiographie

Prof. Dr. Burkart Lutz, geboren 1925. Nach Wehrdienst und Studium (Mathematik, Philosophie und Volkswirtschaft) zwischen 1951 und 1965 freiberuflich, zunächst als Publizist, später als Sozialwissenschaftler (mit Gutachten und Untersuchungen für deutsche und internationale Institutionen, Verbände, Unternehmen und Forschungsinstitute) tätig. 1965 bis 1990 geschäftsführender Direktor des neugegründeten Instituts für Sozialwissenschaftliche Forschung e.V. – ISF München. Seitdem wissenschaftlicher Mitarbeiter am ISF und Forschungsdirektor am neugegründeten Zentrum für Sozialforschung an der Martin-Luther-Universität Halle Wittenberg (ZSH). Wichtigste Arbeitsgebiete: Technik und Arbeit, Arbeitsmarkt, Bildung und Berufsbildung. Zahlreiche Ehrenämter, u.a. Fachgutachter der DFG, Sonderberater der EG-Kommission, Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Soziologie.

Ausgewählte Veröffentlichungen:

zus. mit M. Hartmann und H. Hirsch-Kreinsen: Produzieren im 21. Jahrhundert – Herausforderungen für die deutsche Industrie, Frankfurt/New York: Campus, 1996

mit L. Schultz-Wild: Industrie vor dem Quantensprung – Eine Zukunft für die Produktion in Deutschland. Berlin, Heidelberg: Springer-Verlag, 1997